Rasieren in der Bart-Roß-Mühle.

Von allen tollen Ausgeburten, die je einem verqueren Gehirn entsprangen, ist aber die bei weitem allertollste eine Erfindung des Engländers Hallezius, die dieser um das Jahr 1750 ersann.

Diesen wackeren Mann quälte offenbar sehr die Frage, wie man der Menschheit am leichtesten den Bart aus dem Gesicht zu nehmen vermöchte. Von der Kunst der Barbiere hielt er anscheinend nicht viel, denn er gedachte, diesem Problem auf industriellem Wege näher zu kommen. Und so konstruierte er eine Barbiermühle, in der die schabenden Messer durch Pferdekraft in Bewegung gesetzt wurden. Mit dieser Rasierfabrik sollte es dann möglich sein, in der Minute zut und bequem mindestens sechzig Herren der Schöpfung den Bart zu scheren.

Lassen wir die Frage, woher eigentlich jede Stunde abgezählte dreitausendsechshundert abzunehmende Bärte kommen sollten, ruhig dahingestellt. Wichtiger erscheint schon, ob der Erfinder auch die Gewähr übernehmen konnte, daß in seiner „Bart-Roß-Mühle" dem zu Rasierenden tatsächlich nur der Bart und nichts weiter abgeschnitten wurde. Die Gefahr lag wohl doch zu nahe, daß diese Barbiermühle in ihrer Wirkung die zu wesentlich anderem Zweck später ersonnene Köpfmaschine noch erheblich übertroffen hätte. Von einer praktischen Verwirklichung der beängstigenden Idee der Bart-Roß-Mühle mit ihren irr in der Luft umherfuchtelnden Schermessern ist jedenfalls zum Heile der Menschheit Abstand genommen.

Mister Hallezius aber darf noch heute den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, einen nur schwer zu schlagenden Rekord auf dem Gebiet blödsinnig-toller Erfindungen aufgestellt zu haben.

Der Marodeurstein

Eine Geschichte, erzählt von Joos van Bussum

Anno 1647 kündeten — wie in alten Chroniken verzeichnet ist — geheime Feuerzeichen den Friesendörfern am großen Moor den Einbruch eines neuen Feindes. Da setzten alle im weiten Umkreis ihre Wälle und Wegsperren instand. Dreschflegel, Heugabel und hie und da ein verlorenes Feuergewehr ergriff der Bauer und verschanzte sich, so gut es eben gehen wollte. Der aber den Haufen wilden Marodeurgesindels anführte, der verschlagene Obrist Marceau, ging listig zu Werke. Es war, als hätten er und die Bagnogesellen seiner Schar eine Spürnase dafür, wo einmal die Bauern nach langen Nachtwachen in den Schlummer gesunken waren. Da kam er dann blitzschnell über sie. Trümmerhaufen und schwelender Rauch, erschlagene Menschen und leere Ställe erzählten am kommenden Morgen von seinen neuen Streichen. Die Männer, die nach einem Menschenalter voller Kriegsgetümmel, Mord und Plünderung jeden Glauben an den Frieden verloren hatten, raunten sich zu, der Marceau habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, der ihm alle vergrabenen Schätze verriete und ebenso die Wege, sie aufzuspüren.

In diesen Tagen nun geschah es, daß vom Kirchspiel Marienheide ein Mann aufbrach, um auf dem geheimen Pfad über das grundlose Moor nach Westerkirchen zu gehen. Bis zu der Anhöhe war er gekommen, hinter der das reiche Westerkirchen lag. Da sah er statt der mächtigen Höfe viele wabernde Rauchsäulen und dazwischen fliehende Menschen, denen die Meute Marceaus im Nacken saß. Schon wollte Jan Meester verstört dem Heimweg antreten, als er plötzlich in seinem Rücken hämisches Lachen hörte. Späher des Obristen standen da, die geladenen Büchsen in der Hand. Ehe er noch wußte, wie ihm geschah, wurde er gefesselt abgeführt.

Der Obrist Marceau musterte den Gefangenen mit bösem Lächeln. Soviel konnte Jan Meester dem gebrochenen Deutsch der Marodeure entnehmen, daß sie alle sehr erfreut über diesen kostbaren Fang waren. Der Obrist gebot Schweigen, und dann fragte er Meester betont freundlich nach dem geheimen Weg über das Moor. Er sollte frei sein, wenn er diesen Pfad verriete, auf dem allein man Marienheide, das von den Marschen her hinter starken Verhauen fast uneinnehmbar war, überrumpeln konte. Jan Meester schwieg.

Die Marodeure machten sich bereit, ihn mit Knütteln und Peitschen zum Sprechen zu zwingen, aber wieder winkte Marceau lächelnd ab. „Er selbst wird uns führen, Burschen."

In einer Hütte blieb Jan Meester unter schärfster Bewachung, bis Marceaus Horde sich nach der Ausplünderung von Westerkirchen zu neuem Beutezug geordnet hatte. In dieser Stunde sah er, wie er da im Halbdunkel auf der Strohschütte lag, sein Heimatdorf ganz deutlich vor sich. Die Frau hatte den Topf mit dem Abendbrei über das Herdfeuer gehängt. Vor dem Hause spielten die drei Flachsköpfe, seine Jungen. Die Männer aber wechselten sich draußen in der Wache ab, nur an den Moorpfad dachte niemand. Flammen schossen vor Jans Augen in die Höhe, er sah die Frau vor dem wüsten Raubgesindel fliehen. Und plötzlich wußte er, daß sein Name allen späteren Geschlechtern verflucht sein müßte, weil er die Marodeure geführt hätte. Da zwängte er die gefesselten Hände zusammen und sprach ein langes, heißes Gebet zu dem, der über allen wacht.

Als man Jan Meester herausführte, war auf seinem Antlitz keine Spur des Kampfes geblieben, den er eben bestanden hatte. Schon stand der lange Zug der Reiter geordnet. Marceau winkte; neben dem vordersten Reiter hatte Jan Meester zu gehen. Wenn er Verrat versuchte, war er niederzuschießen.

Die Brandstätte von Westerkirchen versank hinter ihnen, bald waren sie mitten in der Einöde. Jan Meester schritt tüchtig aus, so daß der Obrist Marceau mit ihm höchst zufrieden war. Fieberhaft arbeitete das Gehirn des Bauern, denn nirgends zeigte sich eine Möglichkeit, das Werk zu vollenden. Schon war die Sonne tief gesunken, do hoben sich vor und hinter den Marschierenden kleine weiße Nebel vom Moor. Größer wurden sie, zu mächtigen silbergrauen Mänteln.

Die Leiber der Pferde wuchsen ins Riesige, und mancher Marodeur spürte bei dem feuchtkalten Gruß des Moores ein Frösteln in den Gliedern. Wie lange sie so geritten waren, wußte niemand zu sagen. Nur das eine war sicher: der Nebel wurde immer stärker, und Marceau hielt besorgt auf die Spitze zu. „Mach keine Torheiten", krächzte er Jan Meester entgegen. „Du weißt, daß wir keinen Pardon geben . . ."

Wasser gurgelte um die Hufe der Pferde. Wieder schrie Marceau den Führer an: „Was ist das?" — „Es hat nichts zu sagen. Ihr wißt, daß es hier keine Straße gibt. Das Wasser bespült oft den Pfad.

Weiter, weiter. Da plötzlich ein Aufschrei. Ein Mann am Ende des Zuges war aus dem Sattel gefallen. Reiter und Pferd wälzten sich im Schlamm.

Marceau zwang sich zur Ruhe. „Weiter", kommandierte er. Aber Jan Meester wich nicht von der Stelle. „Ich gehe nicht", sagte er ruhig. Die Augen des Obristen flackerten vor Wut. „Wir werden uns nicht lange mit Dir aufhalten!"

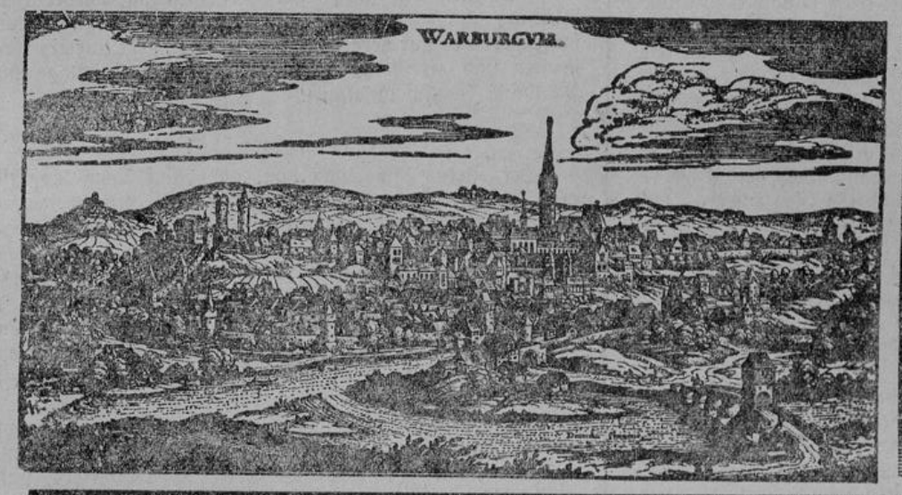
Jan Meester blieb stumm. Da riß der Obrist das Pistol aus dem Gürtel, feuerte ab. Ganz still sank der Bauer in sich zusammen. Der Nebel trieb seinen Spuk mit dem Schall, und dann folgte eine unheimliche Stille, in die nur das leise Gurgeln des Moorwassers sich mischte. Der Obrist wischte sich über die Stirn. Das Moor hielt seine Opfer. In irrsinniger Wut suchte Marceau nach dem Weg, der hinter ihnen lag. Aber es war alles vergebens. Das milchige Wabern stand wie eine Mauer um sie.

An den nächsten Tagen kamen flüchtende Menschen von Westerkirchen nach Marienheide. Sie warnten vor Marceaus wilden Horden, und die Bauern stellten Wachen aus am Moor, in das die Marodeure gezogen waren. Tage warteten sie und Wochen an dem großen Findlingsblock, der den Kundigen den Ausgangspunkt des Moorpfades anzeigt. Es kam niemand.

Viele Geschlechter später erst, als man dem Moor zu Leibe rückte von allen Seiten, wurden dort — ein Stück seitab vom Pfade — die Toten gefunden. Nicht weit von ihnen lag ein Mann, der einen Schuß in die Stirn erhalten hatte.

Wo aber der Marodeurstein steht, am Rande des alten Moores, da schaffen seit vielen Jahren Bauern aus Jan Meesters Stamm. Und oft, wenn Nebel über die weite Einsamkeit ziehen, sprechen sie von einem, der einen stillen Tod starb, damit seine Heimat erhalten bleibe . . .

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 61 | **3. August 1935** | **9. Jahrgang**

Im grünen Wagen durch die Welt

Roman aus dem Zirkusleben von Paul Hain

(3. Fortsetzung)

Arheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

Und also ist für morgen eine jener großen, ein bißchen extravaganten Gesellschaften im Palais Wieland in Berlin angesetzt, zu der schon vor einigen Wochen Einladungen ergangen sind, und der Höhepunkt der Veranstaltung wird sein, daß Wenzel Wieland an sein Sektglas schlagen wird, um die offizielle Verlobung seiner Tochter Isa mit Uli von Rödern bekanntzugeben.

Isa lächelt kokett ihr Spiegelbild an.

Sie freut sich auf die sensationelle Überraschung bei den Gästen und ihren Verehrern, die noch keine Ahnung von dem eigentlichen Anlaß dieser Frühjahrsgesellschaft haben, zu der das Haus Wieland gebeten hat. Graf Bachwitz, einer ihrer glühendsten Bewunderer, wird „erschlagen" sein. Sie wird ihn mit einem verstohlenen Händedruck trösten müssen. Und noch so manchen anderen. Ach, es wird furchtbar interessant werden!

Isa Wieland schnurrt leise wie ein Kätzchen vor sich hin. Und dann steht eine kleine Falte auf ihrer Stirn. Sie gilt Uli und seinem „blöden Ehrgeiz", bis zum letzten Tage durchaus noch auf seinem Posten in Köln bleiben und erst am heutigen Abend mit dem Hauschauffeur des Kölner Hauses in Berlin eintreffen zu wollen.

Nun, sie wird ihm diesen überflüssigen Ehrgeiz noch abgewöhnen. Ein junger Mann, der in einem Jahre durch sie der Direktor der Berliner Filiale der Wielandwerke sein wird, wird schon lernen, den Willen seiner Frau zu respektieren.

„Nicht wahr, Uli?" sagt Isa in den Spiegel hinein und zieht dabei ein wenig hochmütig die Augenbrauen hoch. „Du wirst ein dankbarer Ehemann sein." —

*

Hat sich was! Zwischen heut' und morgen liegt immer eine Nacht, und in der Nacht schüttelt das Schicksal seine geheimnisvollen Lose.

Und in dieser Nacht will es, daß Uli von Rödern nicht nach Hause kommt und daß morgen im Palais Wieland die Gäste nichts von dem geplanten Höhepunkt des Festes erfahren. —

Gustl Hähnchen läßt den Motor Kilometer schlucken. Er will unter allen Umständen die verlorene Zeit aufholen. Und also saust er mit hundert „auf dem Kasten" die nächtliche Chaussee dahin, während Uli von Rödern, in den Fond gelehnt, resigniert denkt: Warum hat er's bloß so eilig, der Gustl?

Schattenhaft rennen die Chausseebäume, die so hell im Mondlicht stehen, vorüber. Vereinzelte Lichtflecke. Das sind Fenster von kleinen Siedlungshäusern, hinter denen noch Licht brennt.

Hui — ächzt es sekundenschnell in der Karosserie — da geht es gerade durch eine Kurve, die Hähnchen mit vorschriftswidriger Geschwindigkeit schneidet. Aber es klappt. Durch! Weiter!

Etwas von dem teuflischen Rausch der Schnelligkeit hat Gustl gepackt. Kurzer Blick nach dem Schaltbrett. Wenn es in dem Tempo weitergeht, ist man in einer halben Stunde in Berlin.

Eben will Uli aufstehen und dem Chauffeur zurufen, das Tempo — zum Donnerwetter nochmal, wir fahren doch hier kein Rennen! — gefälligst zu mäßigen. Man flitzt gerade wieder an einem Waldrand vorbei, ein paar leichte Nebelschwaden kriechen aus dem Kraut und geistern über die Straße. Dazwischen springt quer durch den Lichtkeil der Scheinwerfer etwas Lebendiges, durch den Nebel ins Riesenhafte gesteigert.

Ein Reh, denkt Uli, das eben über die Chaussee wechseln will. Der Scheinwerfer blendet es und hält es fest.

Gustl brüllt wütend auf.

„Verdammt!"

Die Bremsen knirschen. Ein wahnsinniger Ruck, als wolle sich der schöne Wagen steil aufbäumen wie ein wildgewordener Gaul. Uli kommt nicht mehr dazu, etwas zu rufen. Es ist auch nicht mehr nötig.

Denn schon dreht und kreiselt es mit ihm. Glas zersplittert. Dumpfes, knirschendes Ächzen von Stahlblech, Knacken von Stahlnähten —

Und dann ein Krachen und Stoßen und Schleifen und Gleiten, das alles dem Einschlagen einer leichten Granate nicht unähnlich klingt.

Uli von Rödern sieht in diesem blitzschnellen Durcheinander der Vernichtung noch mit einer seltsamen Deutlichkeit und Klarheit die festen, knochigen Hände Gustl Hähnchens am Steuerrad, wie festgeschmiedet, nicht gewillt, loszulassen. Er sieht den klaren, sternenhellen Nachthimmel über sich, der sich ein paarmal wie eine Scheibe zu drehen scheint, er sieht in diesem sekundenkurzen Zeitablauf ein Gesicht in schimmernder Weiche und Süße vor sich, mit leicht geöffneten Lippen, das er vor einer halben Stunde noch geküßt hat — und müßte es nicht eigentlich das Gesicht Isas sein? —, und dann ein plötzlicher Befehl in ihm — eine instinktive Bewegung aller Muskeln —

Springen! Springen!

Und dann ist alles mit einemmal totenstill.

Ruhig flimmern die Sterne da oben im Unendlichen, über den nebelnden Wiesen und den raunenden Kiefernstämmen.

Ein Rehkitz erwacht aus seiner Erstarrung und gleitet in langen, angstvollen Sätzen in den Wald hinein.

Aus dem Chausseegraben ragen die zerfetzten Reifen des Wagens. Der Kühler ist in das Erdreich eingewühlt. Aufgerissen die eine Seite der Karosserie. Ein zerfetzter Held.

Einige Meter entfernt liegt Gustl Hähnchen, das Gesicht gegen die Erde gepreßt. Er regt sich kaum merklich, stöhnt und liegt dann wieder still. Nicht weit von ihm ab liegt Uli von Rödern. Das Gesicht nach oben gedreht, Arme und Beine noch angezogen, so, wie er wohl herausgeschleudert worden ist. Langsam streckt er sie mit einem langen Seufzer, schlägt die Augen auf und starrt gerade in die Sternenpracht des Himmels hinein.

Er will sich aufrichten und fällt wieder zurück, wie leblos.

Seine Augen blicken noch eine kurze Weile in die Sterne da oben, dann schließen sie sich unter dem Schmerz des Feuers, das seinen ganzen Körper durchglüht.

Und still und zärtlich weht der Wind durch Kraut und Gras. —

*

Eine halbe Stunde später blenden die Lichter eines Lastzuges um die Chausseebiegung auf. Es holpert dumpf von dem schweren, sechsrädrigen Wagen und seinem nicht weniger massiven Anhänger.

„Nanu?" sagt plötzlich der Beifahrer zu dem Chauffeurkollegen. „Mensch, Maxe — da is doch wat passiert? Meine Jüte —"

Maxe nimmt schleunigst Gas weg. Man ist so mit vierzig Stundenkilometern dahingetrudelt, ist ein bißchen müde, denn die beiden haben schon einige hundert Kilometer hinter sich. Aber nun sind sie mit einemmal sehr munter.

„Alle Wetter, Karl — da liegt ja 'ne Karre im Graben. Nanu aber sachte!"

Er haut in die Fußbremse. Quietschend bleiben die Räder stehen.

Die beiden klettern in ihren ölbefleckten Lederjacken aus dem kleinen Verschlag hinter dem Steuer. Die Scheinwerfer sind eingeschaltet. Und da sehen sie die Bescherung.

Ein kühler Schauer kriecht ihnen über den Rücken. Die nächtliche Einsamkeit — der zerfetzte Wagen da am Chausseerand — die beiden Körper am Wiesenrand vor dem Gehölz — gewiß kein ermunternder Anblick. Aber schließlich sind die beiden auf ihren nächtlichen Lastfahrten allerhand gewöhnt und keine Waschweiber, sondern zwei handfeste Burschen.

Zuerst drehen sie Gustl Hähnchen um. Der stöhnt wild auf.

„Also lebt er noch", stellt der Chauffeur Maxe befriedigt fest und besieht sich das blutverschmierte Gesicht Gustls näher.

„Vorsicht mit 'm rechten Arm", brummt er halb erstickt und ist ganz bei Besinnung, „net so scharf anfassen, der is entweder hin oder — na ..."

Als sie bei Uli stehen, schlägt der gerade wieder die Augen auf und sagt wie aus tiefem Schlaf:

„Schleppt uns man ab. Vielleicht noch Schwein gehabt."

Er möchte sich aufrichten, aber es geht nicht. Der Beifahrer Karl grinst.

„Lassen Se man. Det besorgen wir schon."

Fünf Minuten später fauste der Lastzug wieder los. Richtung Potsdam. Und Maxe läßt den schweren Motor laufen, was er nur hergeben will. Zurück bleibt nur ein zerbeulter und zerrissener Wagen, dessen Nickelbeschläge im Mondlicht kläglich aufblitzen.

Drittes Kapitel

Der Zirkus Ringelnatz baut ab. Fünf Tage lang ist man in dem kleinen Nest gewesen, höchste Zeit, weiterzukommen, die letzten Tage haben sich kaum noch nennenswert gelohnt.

Das ganze Personal ist bei der Arbeit, und die Dorfgören, stramm bezopfte Mädel, den Finger im Mund, und die kleinen Jungen, die vor Aufregung in den Nasen bohren, stehen herum und haben wohl irgendwie einen kleinen Schmerz in den Kinderherzen, daß die Herrlichkeit nun zu Ende ist.

Schon ist das Zelt eingerissen, die Tragstangen sind auf dem Gerätewagen verladen. Johann Augustus Ringelnatz, so lautet der volle Name des Herrn Zirkusdirektors, und er ist nicht wenig stolz darauf, pustet vor Anstrengung wie ein Nilpferd. Seine zwei Zentner Lebendgewicht sind das nicht mehr so recht gewöhnt. Er ist ja kein Athlet, wie man annehmen könnte, sondern er unterhält des Abends die Zuschauer mit Zaubereien mehr oder weniger kniffliger Art und nennt sich auf den Programmen „Der geschickteste Manipulator der Welt, von hohen und höchsten Herrschaften ehrend ausgezeichnet, Inhaber vieler Medaillen und Anerkennungen". Bescheidenheit ist nicht seine Sache.

Etwas sehnsüchtig blickt er mit seinen listigen Augen aus kugelrundem Apfelgesicht zu dem Wagen hinüber, aus dessen Dach ein Ofenrohr zart-blaue Wolken stößt. Da nämlich hantiert seine bessere Hälfte, Anastasia Ringelnatz, mit ihren zweieinhalb Zentnern am Küchenherd und bereitet das Abschiedsmahl für die hungrigen Mäuler des fahrenden Kunstinstituts. Johann Augustus schnuppert mit seiner Kartoffelnase in die Luft. Kein Zweifel, es gibt gebratene Fische! Wenn sie bloß nicht so knapp sind und nicht so miekrig, denkt er. Sonst bleibt für die andern nicht viel übrig, denn er und Anastasia sind saftige Portionen gewöhnt, und nun gar Fische, oh!

Er braucht keine Angst zu haben, zu kurz zu kommen. Anastasia Ringelnatz hat schon dafür gesorgt, daß „ihre Leute" gestern genug aus dem See herausgeholt haben, der Fischer hat beide Augen zugedrückt. Solche Gelegenheiten müssen ausgenutzt werden.

Anastasia produziert sich des Abends als Schwergewichtlerin, in prallem Trikot und mit viel Gestöhne. Natürlich ist ihre Gewichtheberei zur Hälfte Schwindel, aber der Schweiß, den sie stets vergießt, ist echt, und bei ihrer schwabbelnden Körperfülle glauben ihr die naiven Zuschauer jede Kraftleistung. In den Vorstellungspausen sagt sie wahr — aus Karten, Kaffeegrund und faulen Eiern. Das bringt bei den verliebten Dorfmarjells noch immer ein hübsches Stück Geld nebenbei. Na, Sache!

Und nun ist es wirklich soweit: Auf der Treppe des Küchenwagens erscheint ein junges rotköpfiges Mädel, ein bißchen schlampig in seinem bunten Kleidchen und dem zerzausten Wuschelkopf. Aber gertenschlank, mit nackten Beinen und wunderhübschen Füßen, blitzblanken, schwarzen Beerenaugen im rassigen Gesicht, und schlägt temperamentvoll zwei Topfdeckel gegeneinander. Gongersatz!

„Zu Tisch, die Herrschaften, bitte schööööön!" ruft sie mit heller Stimme und zeigt lachend die blanken Zähne. Das von vielen Landstraßenfahrten schon bronzen getönte Gesicht wendet sich nach links und rechts über den Platz.

„Charles, Alfons, Jack, Fräulein Gräfin — es wird serviert! Dalli, dalli! Zum ersten Gang, bitte schööööön!"

Sie macht einen drolligen Knicks in die Runde, die Dorfaören stecken voll Andacht die Finger noch tiefer in Mund und Nasen, und hinter Wagen und von der Pferdekoppel strömen die „Herrschaften" herbei — an der Spitze mit flinken Beinen allen vorauseilend, Johann Augustus Ringelnatz, wie eine abgeschossene Kanonenkugel.

Und es wird „serviert".

Da sitzen sie nun draußen, auf den kleinen Treppen der grünen Wagen oder im Gras oder sonstwo, den Essenteller im Schoß, und lassen es sich gut schmecken. Das ganze erstklassige Künstlerpersonal, sämtliche „unübertroffenen Attraktionen" des Zirkus Ringelnatz! Und die warme Maisonne scheint freundlich auf sie herab, just so wie auf die Lilien auf dem Felde.

Der rothaarige Strubbelkopf, der vorhin zum Essen „gegongt" hat, ist Pia, zwanzigjährig, Ringelnatz' Tochter, Seiltänzerin, und gar nicht mal eine schlechte. So lange sie denken kann, ist sie beim Zirkus. Ein Feuerkopf, nicht nur äußerlich, sondern auch im Temperament, das ihr förmlich aus den Augen sprüht. Neben ihr hockt Peter, ein kecker Bursche von verwegener Physiognomie, der mit Pia, die vielseitig ist, auf dem Hochrad zusammen arbeitet. Daß beide ineinander verschossen sind, merkt ein Blinder. Einer ißt aus des andern Blechteller. Vielleicht könnte Peter an einem durchschnittlichen Varieté mehr verdienen und besser leben, irgendein Zufallswind hat ihn zu Ringelnatz verschlagen, Engagements sind knapp, und da hält ihn nun seit zwei Jahren der kleine rote Teufel fest.

Auf der Deichsel des Gerätewagens sitzt Alfons I. Jawohl, Alfons der Erste. So steht er auf Herrn Ringelnatz Programm. „Sensationellste Equilibristik des berühmtesten Schlangenmenschen Europas!" Wenn schon, denn schon!

Dünn und hochaufgeschossen wie eine Hopfenstange sieht er aus, dieser Alfons I. Und wenn er des Abends, den Kopf zwischen die Beine gesteckt, mit den Füßen gegen den Himmel winkend, auf den Händen läuft und hüpft wie ein Frosch, und man überhaupt nicht mehr weiß, was bei ihm oben und unten, vorn und hinten ist, dann lachen die Leute in einem gruseligen Vergnügen.

Und weiterhin ist da Jack Bill, der Kautreiter aus Arkansas, wie das Programm verkündet. Der sieht nun wirklich auch so aus. Wie ein Trapper aus einem Buffalo-Bill-Heft, lederfarbenes Gesicht, nicht mehr jung, und das Lasso schmeißt er am Abend den „wildtrabenden Mustangs" in der Manege um die Hälse und die Füße, und Cowboymesser kann er schmeißen und auf zehn Meter eine brennende Zigarette dem Clown aus dem Mund schießen — so ein Kerl ist Jack Bill, der eigentlich auch Ringelnatz heißt und ein Bruder des Chefs ist. Früher einmal große Nummer gewesen, als seine Frau noch lebte. Die ist vor einigen Jahren im Zirkus Busch in Berlin bei der Arbeit verunglückt, seit der Zeit pfeift er auf die großen Theater und zieht mit Johann Augustus über die Landstraßen. Seine frühere, große Sicherheit hat er seit jenem Unfall eingebüßt, aber für den grünen Wagen langt's noch. Und der kleine sechsjährige Junge, der neben ihm sitzt, lockenköpfig und zappelig, ist sein Junge, „Little Gnom", der bei allen Kraftnummern schon als Leichtgewicht seinen Mann steht.

(Fortsetzung folgt)

Historie wundersamer Erfindungen

Aus dem Raritätenkabinett menschlicher Narrheit. Von Otto Erich Gurlitt

Gewiß, das Patentamt könnte viel erzählen über grotesken Unsinn, der so mitunter zusammenerfunden wird. Wer aber denkt, es sei erst eine Errungenschaft der Neuzeit, daß allzuviel Unberufene sich an Problemen vergreifen, die sie noch nicht einmal andeutungsweise zu meistern vermögen, der irrt. Und auch das andere war schon früher so, daß nämlich Leute etwas zum Problem erhoben und dann zu lösen versuchten, was an sich wahrlich kein Problem bedeutete und sonst der Menschheit als ein solches auch nicht aufgefallen war.

Gewiß geht mancher sogenannte Erfindergeist auch heute noch in die Irre, und es ist teils erheiternd, teils betrüblich, was dabei herauskommt, aber das steht fest: Die vergangene Zeit war, was kuriose Erfindungen anbelangt, der heutigen haushoch überlegen. Beispiele mögen es beweisen.

Möglichkeiten für den Spazierstock.

Viel mehr noch als heute war früher der getreue Stock der unzertrennliche Begleiter des Menschen. Kein Wunder, daß an ihm sich der Erfindergeist hemmungslos austobte. Es soll hier nicht die Rede sein von Stockschirmen, Spazierstöcken, die sich in Feldstühle aufklappen lassen, Stockdegen und ähnlichen Dingen, denen ja schließlich eine gewisse Verwendungsmöglichkeit nicht abgesprochen werden kann und die es auch in unserer Zeit noch gibt.

Nein, wesentlich Ausgefalleneres ist zum Zwecke der Vervollkommnung des Stockes erfunden worden. Da gab es Stöcke mit Uhr, mit Fernglas, mit eingebauter Blockflöte, mit kompletter Tabakspfeife. Andere waren von ihren Erfindern wieder so gedacht, daß ihr Benutzer, der dann wohl ein wandernder Musikus sein mußte, in ihrer Höhlung den Fiedelbogen bergen konnte. Allen Ernstes wurde auch ein hohler Stock erfunden, der mit Tinte gefüllt werden sollte. An dem abschraubbaren Griff war ein Gänsekiel befestigt, mit dem man dann offenbar unterwegs munter schreiben konnte. Fürwahr, ein erklecklicher Füllfederhalter!

Den Vogel aber schoß in dieser Richtung ein Franzose namens Lemaisire ab. Er erdachte einen Stock, der sich zu einem vollständigen und — wie der Erfinder versicherte — sogar seetüchtigen Boot zusammenbauen ließ. Dieser Vorläufer unserer Faltboote muß ein toller Prügel gewesen sein!

Keine Bange vor dem bösen Wolf!

In längst vergangener Zeit gab es ein arges Schreckuis für den braven Wandersmann, und das war die Sorge, ob man nicht im düsteren Walde von Wölfen oder gar Bären angefallen, zerrissen und aufgefressen werden konnte. Auch diese Tatsache ließ den hemmungslosen Erfindergeist nicht ruhen.

Wieder ein Franzose war es, der hiergegen den Stein der Weisen fand. Mit seiner prächtigen Erfindung konnte man nicht nur ungefährdet durch Europa reisen, nein, auch in exotischen Ländern sollte man damit gegen jegliche Art von reißendem Getier gefeit sein. Herr Leroy, so hieß der Erfinder, hatte sich ein kastenartiges Gestell ausgesonnen, daß außen mit Metallplatten und scharfen Spitzen besetzt war. Zum Tragen sollten nur zwei Mann nötig sein, die im Inneren bequeme Bewegungsmöglichkeit fanden. Zugegeben: Der böse Wolf hätte sich notwendigerweise an dieser wandelnden Festung die Zähne ausbeißen müssen. Leider verriet der Erfinder nicht, auf welche Art dies nette Bauwerk über die damals noch elend schlechten Straßen befördert werden sollte — von der Bewegungsmöglichkeit in unwegsamem Gelände ganz zu schweigen — und wieso eine derartige Form des Reisens auch noch „bequem" sein sollte.

Ein Fahrstuhl zum Aufpusten.

Ein beliebter Gegenstand, an dem sich nie rastender Erfindergeist fortwährend vergriff, war der Stuhl. Gewiß hatte der Gedanke, bequem dazusitzen und sich trotzdem ohne fremde Hilfe fortbewegen zu können, auch vor dem Zeitalter des Automobils etwas Bestechendes. Und so erfand bereits 1640 der Nürnberger Mechaniker Hautsch eine Art von Selbstfahrer, den man durch schnelles Umdrehen zweier Handkurbeln betätigen konnte. Die erhoffte Möglichkeit eines Fahrens über Land ließ sich damit selbstverständlich nicht erreichen; es blieb nur eine bedeutungslose Spielerei.

Nicht minder grotesk wirkt der Kampf, den man vor Erfindung unserer heutigen Fahrstühle gegen das leidige Treppensteigen führte. Im Schloß zu Kassel kam einer dieser tollen Einfälle zur Verwirklichung. Man setzte dort, um das Treppensteigen zu vermeiden, einen Stuhl auf einen Blasebalg, ähnlich dem einer Ziehharmonika, der sich zwischen vier Säulen nach oben ausdehnen konnte. Mit Hilfe eines zweiten Blasebalges wurde nun in den ersten kräftig Luft hineingeblasen, und dadurch hob sich der daraufstehende Stuhl so nach und nach empor. Es war jedenfalls eine zeitraubende „Bequemlichkeit", wogegen die „Last" des Treppensteigens ein wahres Kinderspiel sein mußte